



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

G.: Prévost-Paradol.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

hat sich bei einer ganzen Reihe wissenschaftlicher Forschungen, am meisten bei den historisch-kritischen, ungemein fruchtbar erwiesen. Gleich wichtig wie die Schärfe ist die Beweglichkeit des Blicks. Es scheint uns keine Gefahr zu haben, daß der deutschen Wissenschaft jemals die Gewissenhaftigkeit der Wahrheit abhanden kommen könne. Auf ihr zumeist beruht die Reaction, die sich gegen die allbereite Dialektik der speculativen Philosophie erhoben hat. Erkennen wir dankbar an, daß es das Verdienst dieser Dialektik gewesen ist, zahlreiche Vorurtheile in Fluß gebracht, die ganze Masse der Probleme, die durch die Geschichte der Philosophie sich hindurchziehen, in neuer Gruppierung, in aufklärender Wechselbeleuchtung an unserem Blick vorübergeführt zu haben. Es sei das Aeußerste zugestanden, daß der ganze Kern dieser Lehre nichts als ein Dunstfarn, leere Gedankenklitterung und Sophistik sei: auch so müßte es für eine Leistung der bewundernswürdigsten Art und für einen unschätzbaren Gewinn gehalten werden, daß hier zum ersten Mal der Irrthum codificirt und die Sophistik systematisirt worden wäre. Die Geschichte wird ein gerechteres und minder paradoxes Urtheil fällen. Sie wird, wenn abermals eine Generation und abermals ein Jahrhundert vorüber ist, in ungeschmälerten Ehren des Mannes gedenken, der die Gedankenfluthen der ganzen Vergangenheit in Ein mächtiges Bett leitete und den Ertrag der Anschauungen und Gedanken unserer rein geistigen, classischen Cultur zur Errichtung eines riesigen Monumentes verwerthete, welches ihm die Welt, uns aber die Grenz-scheide zweier Epochen bedeutet.

H. Gaym.

Prévost-Paradol.

Am 8. August, inmitten des Schreckens, welchen die ersten Siege der deutschen Armee in Paris verbreiteten, wurden unter dem Geleit der Mehrzahl der französischen Akademiegenossen die sterblichen Reste eines Mannes bestattet, dessen jähes Ende einen charakteristischen Incidenzpunkt in der französischen Tragödie bildet, die vor unseren Augen spielt.

Prévost-Paradol, der Sohn eines Offiziers in Halbsold und einer Schauspielerin, bot das seltene Schauspiel eines Talentos, das sich ohne alle Protection rasch den Weg zu den höchsten Ehren in der Republik der Literatur gebahnt hatte und im Begriff schien, eine politische Rolle zu spielen.

Bereits im Collège Bourbon hatte er sich so ausgezeichnet, daß gleich nach seiner Promotion ihm eine Professur in Aix angeboten ward, sehr bald aber ging er nach Paris zurück, um einer der bedeutendsten Mitarbeiter des

„Journal des Débats“ zu werden. In diesem Blatte und später im „Courrier du Dimanche“ focht er den Kampf gegen den Imperialismus, der bald keine Feder so sehr fürchtete, wie die seinige. Und mit Recht; denn seit Paul Louis Courrier die Augen schloß, hat Niemand so glänzend die schneidende politische Invective geübt wie Prévost-Paradol. „Frankreich gleicht einer schönen Frau am Hofe, die vergeblich von den glänzendsten Männern umworben, flieht, um mit einem Stallknecht zu leben. Sie wird von demselben geplündert, geschlagen, täglich mehr heruntergebracht, aber umsonst, sie hat einmal an ihm Geschmack gewonnen und kann ihrer unwürdigen Neigung nicht entrisen werden.“ — das ist ein Thema seiner Feder.

Vergeblich verfolgte die Regierung jene beiden Blätter, in die er schrieb, auß äußerste, unterdrückte den Courrier und brachte es dahin, daß ein gefälliges Gericht den unbequemen Kritiker zu mehrwöchentlicher Gefängnißstrafe verurtheilte. Sie konnte ihm die giftgetränkte Waffe nicht entreißen, mit welcher er das persönliche Regiment geißelte, er mußte in den Ketten des Preßgesetzes zu tanzen und konnte die anscheinend unschuldigsten Notizen aus den faits divers so grupptren, daß sie zur bittersten Ironie auf die kaiserliche Willkürherrschaft wurden. Das ganze intelligente Frankreich sollte ihm Beifall, und die Akademie, der bis in die neueste Zeit oppositionelle Gesinnung eher eine Empfehlung als das Gegentheil war, öffnete dem glänzenden publicistischen Talent ihre Thüren, als er kaum die Mitte der Dreißiger überschritten hatte. Bei der obligatorischen Vorstellung in den Tuileries beschränkte sich der Kaiser auf die Worte: „Ich bedaure, mein Herr, daß Sie nicht zu meinen Freunden gehören“ — „Sire, ich bedaure gleichfalls, nicht dazu gehören zu können“ war die Antwort Paradols.

Aber diese literarischen Erfolge befriedigten den jungen Akademiker nicht. „Was hilft mir das Lob?“ sagte er, als ich ihn im Frühjahr 1868 kennen lernte, „was ich schreibe, es bleibt auf das Schicksal meines Vaterlandes ohne Einfluß, ich kann nicht einmal erreichen, in die Kammer gewählt zu werden; ich kann nach meiner Ueberzeugung mich nicht in den Städten als socialdemokratischer Candidat aufstellen und ich bin nicht vermögend genug, um auf dem Lande eine Wahlcampagne gegen die Macht der Präfecten zu unternehmen. Das sind die Folgen eines Stimmrechts, das sich auf die ungebildeten Massen stützt und des absoluten Regiments.“ — Paradol hielt den Krieg zwischen Deutschland und Frankreich für unvermeidlich, er gehörte zur Schule von Thiers; wenn auch nicht so gegen die italienische Politik des Kaisers eingenommen wie dieser, bezeichnete er doch die Nichtintervention im dänisch-deutschen Kriege und die indirecte Förderung der italienisch-preussischen Allianz als schwere Fehler der napoleonischen Politik, die zwar unverbesserlich seien, aber doch Frankreich nie dazu bringen könnten, die wirkliche Einigung ganz Deutsch-

lands zuzulassen, welche das Grab der französischen Größe sei. — Er drückte diese Ansicht in seinem bald darauf erschienenen Buche „La France nouvelle“ so aus: „Solange der Zusammenstoß zwischen Frankreich und Preußen nicht stattgehabt hat, fühlt Europa instinctiv, daß es in einem Provisorium lebt. Seit der Eroberung der Herzogthümer sind Frankreich und Preußen von fernher aufeinander losgelassen wie zwei Eisenbahnzüge, die von Ost und West auf demselben Schienengleise gegen einander heranbrausen; der Philosoph mag das beklagen, dennoch wird dieser Zusammenstoß unvermeidlich sein. Denen, welche empfehlen, Deutschland sich unbehindert constituiren zu lassen, erwiedere ich, daß noch niemals eine große im Aufsteigen begriffene Macht auf halbem Wege stillgestanden ist. Am wenigsten wird Preußen, nachdem es zuerst einen über seine Kräfte hinausgehenden Ehrgeiz gezeigt hat, jetzt denselben plötzlich unter das Maß seiner Kräfte herabdrücken. Das wäre ein Wunder, welches die Welt noch nicht gesehen, und selbst wenn dasselbe einträte, würde Frankreich zu einer Macht zweiten Ranges herabsinken. Will es acceptiren, eine Rolle wie Spanien zu spielen? Es bleibt keine andere Alternative: entweder muß Frankreich sich resigniren, bescheiden in seinen Grenzen hinzuleben und die Erinnerungen an Ludwig XIV. und Napoleon zu betrachten wie Spanien die Karls V. und Philipps II., oder es muß sich entschließen, mit ungeheuren Opfern seine frühere Stellung wiederzugewinnen.“ Als Prévost-Paradol mir in diesem Sinne sprach, bemerkte ich ihm, daß eine derartige Politik ausschließlich auf die Voraussetzung gebaut sei, daß Frankreich in diesem Kampfe siege, nur erlaube ich mir, ihn bei allem Respekt vor der Tapferkeit der französischen Armee darauf aufmerksam zu machen, daß es derselben sehr viel schwerer geworden, die Oestreicher zu schlagen, als uns im böhmischen Feldzuge; wenn aber Frankreich sich jetzt schon durch Deutschlands Stellung gedemüthigt fühlte, wie werde es erst dastehen, wenn es in einem furchtbaren Kampfe den Kürzern gezogen? Aber diese Eventualität wollte der Nationalstolz selbst dieses geistvollen Mannes nicht zugeben. „Non, Monsieur“, rief er lebhaft, „c'est impossible, il se peut bien que vous ayez de meilleurs généraux, mais c'est le soldat français qui vaincra, comme il a vaincu malgré l'empereur à Solferino, ce sont nos ressources financières inépuisables, qui nous donneront la victoire, car, Monsieur, ce pays est riche et l'Allemagne ne l'est pas.“ Ich sah, daß mit diesem Chauvinismus nicht zu discutiren war und schwieg kopfschüttelnd; „aber,“ fuhr Paradol fort, „glauben Sie nicht, daß ich darum diesen Krieg herbeiwünsche, im Gegentheil, ich halte ihn für Frankreich unheilvoll, weil der Sieg über Deutschland das persönliche Regiment, das sich jetzt nach Mexico und Sadowa unsicher fühlt, wieder auf lange befestigen wird.

Der Haß gegen das Kaiserthum und die moralische Erniedrigung, die dasselbe über Frankreich gebracht, war überhaupt die leitende Idee bei Prévost-

Paradol. Derselbe sprach aus jedem Worte und bricht auch noch in seinen beiden letzten höchst lehrreichen Vorträgen, die er im November v. J. in Edinburgh über die sociale und politische Lage seines Vaterlandes hielt, auf das heftigste hervor. Umso mehr war ich erstaunt, im Januar in den Zeitungen zu lesen, daß er von Olivier den Posten eines französischen Gesandten in Washington angenommen habe. Ich begriff wohl, daß der Kaiser sich beeilte, den dahin gehenden Vorschlag des Grafen Daru anzunehmen, wodurch einer der gefährlichsten bisherigen Gegner des Kaiserreichs mundtot gemacht wurde, aber wie konnte ein so scharfsichtiger politischer Kopf an die Befehung des Kaisers zum Parlamentarismus glauben? wie konnte er die Illusionen theilen, welche sich die Liberalen über Olivier machten? Später entsann ich mich, daß in unserer erwähnten Unterhaltung die Rede auf Olivier gekommen war, den ich gleichfalls damals kennen gelernt und der mir, wie ich Paradol offen bekannte, den Eindruck eines hohlen eiteln Kopfes gemacht hatte. Er wollte das nicht gelten lassen; eitel sei Olivier wohl, aber doch ein Talent, von dem man Großes erwarten könne.

Die eigentliche Erklärung für die Annahme jenes diplomatischen Postens war, daß Paradol die Schriftstellerei bis zum Uebel satt hatte, und da es ihm nicht gelungen war, in die Kammer zu kommen, hoffte er in einer von den Kämpfen der Parteien entfernten Stellung seine praktische politische Schule zu machen. Der Wunsch, activ einzugreifen, ließ ihn an die Aufrichtigkeit des Umschwungs glauben; das war ein schwerer Fehler, aber noch schwerer war der, daß er an seinem Engagement festhielt, als mit Graf Daru's Rücktritt und dem Plebescit der liberale Nimbus der neuen Aera auch für das blödeste Auge geschwunden war. Er mag sich gegen Olivier gebunden gehalten haben, gewiß ist, daß seine Freunde ihm lebhaftere Vorwürfe machten, daß Grammont ihn schlecht behandelte, und daß er sich tief niedergeschlagen an seine neue Bestimmung begab. Kaum dort eingetroffen, ereilte ihn die Nachricht des von seiner Regierung ebenso frivol als ungeschickt angestellten Krieges, außerdem wird erzählt, daß bei seinem ersten Besuche der Staatssecretär Hamilton Fish, mit dem er früher befreundet gewesen, ihm angedeutet, daß er bei ihm zwar stets auf die höfliche Aufnahme rechnen könne, die der französische Gesandte unter allen Umständen beanspruchen dürfe, daß aber eine Fortsetzung des früheren persönlichen Verhältnisses mit dem Vertreter Napoleons ihm nicht möglich sei.

Die grausame Enttäuschung über seinen unbedachten Optimismus trieb Prévost-Paradol zur Verzweiflung und zum Selbstmord. Er selbst vertheidigte das Ende, das Cato sich gab, einmal mit den Worten: „mourir pour ne rien devoir à César, mourir pour ne pas respirer l'air souillé par Octave, ce n'est point mourir, c'est échapper à ce qu'on déteste, c'est s'élever

au dessus de ce qu'on méprise“, aber dieses stolze Heidenthum des Gefühls entschuldigt ihn nicht. Frankreich mag um ihn als einen seiner besten Söhne trauern, doch bleibt er ein warnendes Beispiel für alle, welche in unbedachter Leichtgläubigkeit die Traditionen einer ehrenhaften und opfervollen Opposition gegen ein System vergaßen, das die demokratische Gleichheit nur als Schemel des Absolutismus benutzte und Frankreich ins Verderben gestürzt hat.

G.

Die Provinz Hannover und der Krieg.

Wer der Provinz Hannover wohlwollte, wer insbesondere wünschte, daß ihr der immer unerquickliche Uebergang von einem wenn auch nur scheinbar und beschränkt selbständigen Staatswesen in die Zugehörigkeit zu einem größeren Ganzen möglichst erleichtert werde, der konnte schon 1866 oder 67 halblaut die Hoffnung aussprechen, daß die ja doch kaum zu vermeidende blutige Auseinandersetzung mit Frankreich sofort auf diejenige mit Oestreich folgen möge. Von allen Gebieten, welche Preußen sich damals einverleibte, hatte Hannover allein eine von den Traditionen alten Ruhmes erfüllte Armee. Männer, die nichts weniger als antipreußisch gesinnt waren, die sich des Tages von Königgrätz aufrichtig freuten und nach wie vor ihre besten Kräfte redlich an die Ausöhnung ihrer Landsleute mit dem nothwendig gewordenen Aufgehen in den großen Nachbarstaat setzen wollten, bekannnten doch im vertraulichen Gespräch, daß ihnen der Untergang der hannoverschen Armee einigermassen nahe gehe. Es kam für die Masse der Hannoveraner und vieler Einzelner hinzu, daß die Truppen, welche diese Armee bildeten, sich eben erst noch bei Langensalza der Väter würdig geschlagen, den Lorbeerkranz ihrer Regimenter mit den stolz zersehten Peninsular- und Waterloo-Fahnen also um ein neues Blatt vermehrt hatten. Was anders konnte solche Mißgefühle rasch und völlig ersticken, als ein Krieg gegen den alten Erbfeind Deutschlands? In dem stärkeren Gefühl wäre da das schwächere aufgelöst worden; wie jetzt die Bayern, so hätten die Hannoveraner sich gefreut, neben den Preußen und unter der 1866 allein bewährten Leitung preußischer Generale zu zeigen, was sie im Kampfe zu leisten vermöchten. Sie haben es natürlich auch jetzt noch gethan, wo sie ins Feuer gekommen sind, — nur daß nach vierjähriger staatlicher Gemeinschaft sich der Vorgang nicht mehr so bemerklich machte.

In den verfloßenen vier Jahren hat das Widerstreben des hannoverschen Sonderbewußtseins allerdings vollauf Zeit gehabt, sich in festen For-